

Phänomen-Verlag

## ÜBER DEN AUTOR

Matthias Thiele, geboren 1972, lebt und arbeitet als Psychologe und freier Autor in Leipzig. „Und im Abgrund wohnt die Wahrheit“ ist nach mehreren Sachbüchern sein erster Roman.

Matthias Thiele

UND IM ABGRUND WOHN'T  
DIE WAHRHEIT

Roman

Phänomen-Verlag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Matthias Thiele  
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit  
EAN 978-84-946284-3-6

Copyright © der deutschen Ausgabe 2017 by Phänomen-Verlag

Phänomen-Verlag  
Web: [www.phaenomen-verlag.de](http://www.phaenomen-verlag.de)  
E-Mail: [kontakt@phaenomen-verlag.de](mailto:kontakt@phaenomen-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und der Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen und Zeitschriften, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Textteile

Satz & Gestaltung: Phänomen-Verlag

# INHALTSVERZEICHNIS

|                                  |     |
|----------------------------------|-----|
| Prolog . . . . .                 | 11  |
| 1 Aufbruch . . . . .             | 34  |
| 2 Ashram . . . . .               | 67  |
| 3 Kali . . . . .                 | 77  |
| 4 Der fastende Yogi . . . . .    | 91  |
| 5 Yogini . . . . .               | 110 |
| 6 Die Sitar . . . . .            | 116 |
| 7 Bhairavis Liebe . . . . .      | 124 |
| 8 Unter Aussteigern . . . . .    | 138 |
| 9 Der Tempel der Durga . . . . . | 177 |
| 10 Holzklasse . . . . .          | 186 |
| 11 Art Circus . . . . .          | 195 |
| 12 Flucht aus Arambol . . . . .  | 200 |
| 13 Schlangenweihen . . . . .     | 205 |
| 14 Schamlos liebevoll . . . . .  | 225 |
| 15 Dalia . . . . .               | 242 |
| 16 Kalis Agentin . . . . .       | 264 |
| 17 Ruhelos . . . . .             | 275 |
| 18 Das Ich zerbricht . . . . .   | 282 |
| 19 Rückkehr . . . . .            | 305 |
| 20 Das schwarze Herz . . . . .   | 312 |
| Epilog . . . . .                 | 334 |



*Werdet Vorübergehende!*  
(Thomas-Evangelium, 42)



## *Wie ein Dieb in der Nacht*

Wie ein Dieb in der Nacht kommt das Erwachen, der Schicksalsschlag, der Tod, drum passt auf euer inneres Licht auf, darauf, dass genug Öl darin ist, sonst geht es euch wie den Jungfrauen, die sich ablenken vor der Glotze, bis das Öl verbrannt ist und die sich zerstreuen, um es im Außen zu suchen, in den Konsumtempeln, im Internet, in Karriere und dummen Spielchen, so tritt das Erwachen in ihr verwaistes Haus und verschwindet unerkannt wieder.

Räume in dir auf, wirf hinaus, was nicht hineingehört, wirf die Wechsler, Händler, Diebe, Gelehrten aus deinem Tempel, wirf den Müll aus deinem Geist, denn selig sind, die im Geist leer und frei von all dem Mist sind.

Du liebst deinen Nächsten wie dich selbst. Du liebst dich selbst wie deinen Nächsten. Schau nur, wie du deinen Nächsten liebst, so liebst du dich. Und wie du dich liebst, so liebst du deinen Nächsten. So aufrichtig du in deinem Herzen bist, so aufrichtig bist du zu deinem Nächsten, und schau nur, so aufrichtig du zu deinem Nächsten bist, so aufrichtig bist du zu dir selbst. Und wenn das Feuer einmal brennt, wohin nur mit der Hitze?

Ohne Herz sind wir alle nicht, aber wir können den Blick abgewendet haben. Wie kannst du wissen von deinem Weg, von deiner Liebe, wenn dein Blick im lichtlosen Ich umherirrt? Also schau wieder in dein Herz, dort ist das Feuer und damit auch das Licht, das alles beleuchtet wie ein Hochleistungsstrahler und du siehst, dass nicht das Schicksal der miese Verräter ist, sondern du selbst, indem du dich hast überreden lassen, fremde Wege zu gehen, und den eigenen Weg ungegangen ließest. Also lass hinter dir die falschen Freunde, die dir schlechten Rat geben und dein Herz nicht hören, lass auch hinter dir die Arbeit, die dich nicht erfüllt und die vermeintliche Liebe der anderen, die dich bindet und unfrei macht. Vergib dir deine Schuld, denn du konntest zu den Zeitpunkten nicht anders handeln, richte dich schuldfrei auf, und vergib auch die Schuld der Anderen. Lass dein verkrustetes Ich verbrennen in deinem inneren Feuer, widerstehe der Versuchung, es zu löschen, weil du meinst, es nicht aushalten zu können. Es ist schmerzhaft, ja, aber das ungeliebte Leben tut viel mehr weh, es braucht unendlichen Mut –

woher den nehmen, denn aus dem Brennen im Herzen? Dieses Brennen – das bist du! Hörst du das Schreien und die Tränen? Es ist das Herz, das erwachen und gelebt sein will.

(aus den indischen Notizbüchern von Milos)

## PROLOG

*Tanger, Marokko  
Mai 2014, gegen Mittag*

Gedränge herrscht auf der Fähre von Tarifa, als sie in Tanger anlegt.

Ich habe nur wenig Gepäck dabei, aber auch einen Instrumentenkoffer, der sperrig über meiner Schulter hängt. Die Masse der Passagiere bewegt sich auf die Gangway, ich lasse mich mitziehen, und vermutlich ist es das lange Instrument, mit dem ich den Mann im dunkelblauen Anzug und weißen Hemd versehentlich anstoße.

Sein Aktenkoffer klappt auf und spuckt einen Stapel Papier aus, der nun, vom straffen Wind des Mittelmeeres erfasst, wie übergroße Schneeflocken über das Hafenwasser weht.

Durch diese Unachtsamkeit erzeuge ich ein Bild, nur für mich, einen Hauch von Traum, eine vorwegnehmende Skizze, die leise auf die Lösung verweist. In diesem Moment steht die Welt für mich still. Versunken stehe ich an der Reling, um mich herum der ungeduldige Strom der Passagiere, den ich kaum wahrnehme, und blicke den schwebenden Papierbögen nach. Seltsam, wie leicht die weißen Blätter im mediterranen Wind tanzen.

Langsam, wie einem nur schwer Erwachenden, dringt die aufgebrauchte Stimme, die auf mich einredet, in mein Gewahrsein. Erstaunt wende ich mich ihr zu. Sie gehört dem Mann im dunkelblauen Anzug. Die Welt rückt wieder in meinen Fokus. Den Aktenkoffer hält der Mann noch am Griff, aber eine Hälfte hängt schlaff und leer.

Es sind nur einzelne Satzfragmente des Gezeters dieses Mannes, die meine WahrnehmungsfILTER passieren, vermutlich diejenigen, die als Botschaft dieses geheimnisvollen Universums an mich taugen. Der Mann schimpft auf mich ein, erst auf Arabisch, dann auf Englisch. Ob ich nicht aufpassen könne, und dass ich wach werden solle, ich würde wie ein Schlafwandler herumlaufen.

Ich starre ihn an wie ein Idiot. Und da reift die Idee, der Gedanke, die Lösung. Ich muss alles aufschreiben, es muss alles auf Papier, und dann muss es verwehen, das Papier muss meine Geschichte aufsaugen wie ein Schwamm, sie aus mir herausziehen, und dann muss sie verwehen.

Der Mann im blauen Anzug ist wütend und verzweifelt.

Klar, seine Akten schwimmen nun auf dem Wasser. Ich stottere eine Entschuldigung, aber auch ihm ist klar, dass ich nichts machen kann. Mangels also einer wiedergutmachenden Handlung, etwa dass ich ins Wasser springe, alle Papiere auffische, sie an Land trockne, dann bügele und ordentlich sortiere, bleibt ihm nur, mich zu beschimpfen, und mir, diese Beleidigungen demütig über mich ergehen zu lassen. Viel Zeit bleibt nicht für diese wohlberechtigten Kasteiungen, denn er muss an und ich von Bord.

Tanger. Sehnsuchtsort für Weltflüchtlinge. William S. Burroughs hatte sich hier *Naked Lunch* aus der Seele gequetscht. Matisse hatte hier gemalt, das heiße Licht, das so scharfe Schatten zeichnete. Ich hoffe auf diese Trennschärfe des Lichts.

Marrakesch ist sicher schöner, die Kulisse orientalischer, aber eben mittlerweile Kulisse, wie ich gelesen habe, eine Kulisse, die gepflegt wird, um vor ihr oriensüchtige Touristen zu melken. Ich will nicht gemolken werden und exotische Orte habe ich zur Genüge gesehen. Dabei ist Tanger durchaus exotisch. In der verwinkelten Altstadt, der Medina, steht die glühende Luft und lässt den Gummi der Erinnerungen weich werden. Das ist es, was ich brauche.

Ein kleines Hotelzimmer in der Altstadt. Ein schmaler Balkon – geräumig genug, um zwei Stühle darauf zu stellen und dem Treiben in der Gasse zuzuschauen. An einigen Stellen abblätternder Putz. Ein an den Rändern stumpf gewordener Spiegel mit vergoldetem Holzrahmen hängt an der Wand gegenüber dem metallenen Bett. Zwingt mich, mein Abbild als vorüberhuschenden Schatten wahrzunehmen, wenn ich aufstehe, weil ich pinkeln muss oder auf dem Balkon eine Zigarette rauchen will.

Auf dem Balkon sitze ich, das schwarze Notizbuch aufgeschlagen vor mir, eine Selbstgedrehte glimmt im Aschenbecher.

Wenn ich den Kopf etwas drehe, schaue ich ins Zimmer, sehe mein Gepäck. Mein ganzes Hab und Gut. Mehr besitze ich nicht. Ich habe alles dabei. Das alte Ideal: nicht mehr besitzen, als ich tragen kann.

Ein Rollkoffer in den Maßen für Handgepäck in Flugzeugen mit Rucksackfunktion und eine Sitar.

*Fragile* steht auf dem langen *hard case* des Instruments und das Symbol eines zerbrochenen Glases, auf mehreren schon vergilbten Aufklebern. *Fragile*, aber auf die Grenzer muss ich gewirkt haben, als würde ich Maschinengewehre schmuggeln. Ich hatte auf alles verzichten können, hatte alles zurücklassen können, nicht aber dieses Instrument. Sagen wir, es ist das Sprachrohr meiner Seele, die als einsamer Nighthawk irgendwo in mir eine kleine Radiostation betreibt und auf den Frequenzen dieser Saiten sendet.

Vielleicht spricht die Seele zwei Sprachen, eine linke und eine rechte, eine Muttersprache und eine später erlernte, eine natürliche und eine kultürliche, eine organisch-pflanzliche und eine kristallin-geometrische. Für die zweite Sprache gibt es den Laptop zwischen der Wechselwäsche in meinem kleinen Rollkoffer.

Zu schreiben hilft mir, Erfahrungen in Worte, Sätze, Texte, gegebenenfalls Bücher zu schnüren wie in Pakete, und diese dann in die Welt zu entlassen. Schreiben heißt für mich, mentale Pickel auszudrücken, auszumisten. Jeder Absatz wird zu einer Fuhre voller Gerümpel, die meinen Geist verstellt hat, und die ich in Texte komprimiere. Die Form spielt dabei kaum eine Rolle, es kann eine *short story*, ein Sachbuch, kann Tagebuch oder Artikel sein, nur der Inhalt muss raus. Ob nun eine blaue oder rote Schleife um das Mentalpaket gebunden wird, bleibt gleichgültig.

Nicht gleichgültig sind Texturen und Technik. Schreibe ich mit der Hand in Notizbücher, wie jetzt, ist es die rechte Hand, die analog die Sätze auf festen papiernen Grund zeichnet. Mit einer Tastatur hingegen verbinden sich rechte und linke Hand, und zwischen den beiden Hirnhemisphären sausen die elektrischen Impulse hin und her. Aber der analoge Zauber geht verloren. Die Sätze verbleiben als vorläufige Entwürfe im virtuellen Raum. Analoge Zeichnung, komplex und filigran, versus digitale Kombinationen, rhizomatisch und konstruktivistisch: Was,

wenn beides sich vermengt? Wenn handschriftliche Notizen in die digitalen Netze gesetzt sind wie Pflanzen, die den Asphalt aufsprengen?

In mir Fragen und Verwirrung. Deshalb bin ich hier, in Tanger. Nichts weiß ich, nichts. Was mir geschehen ist, verstehe ich nicht. Die Sinnzusammenhänge meiner Erinnerungen sind zerbrochen wie das Glas auf den Aufklebern meines Instrumentenkoffers. Die Scherben wirbeln umeinander wie welches Laub in einem reißenden Gebirgsbach.

Ich muss es aufschreiben. Muss die Notizen aus Indien abtippen, muss alles in eine Ordnung bringen, muss den Sinn rekonstruieren.

Ich stehe auf, hole den Laptop, klappe ihn auf, aber es passiert nichts, keine Idee, kein Funken. Ich drehe mir eine Zigarette und lehne mich zurück. Lausche auf das fremdartige Klanggemisch der nordafrikanischen Hafenstadt, rieche die Mischung aus Speiseöl, Gewürzen, Abgasen. Lasse das helle Licht der mediterranen Sonne in mein schwarzes Herz und auf die blasse Haut strahlen. Ich muss mich hineinfallen lassen in den großen Kessel Tanger.

Es ist wichtig, nicht allzu *fragile* auszusehen, wenn man sich nachmittags und vielleicht nachts – wer weiß, was geschehen mag – durch eine fremde südländische Stadt treiben lässt. In kurzen Hosen und Sandalen, mit Sonnenbrand und Gürteltasche ist man Frischfleisch für die Abzocker. Besser also Jeans und weißes Hemd, locker über die Hose fallend, leichte Lederschuhe, ich habe sowieso nichts anderes dabei. Ich lasse mich durch die Hitze der Gassen treiben, durch das mediterrane Gewühl, halte an einem kleinen Restaurant, um etwas zu essen, schlendere dann weiter, ignoriere die Händler, die mich ansprechen, *Sir, come in*, und auch die kleinen Ganoven, die mir zuraunen *what you want?* Was ich will, können die nicht haben.

Ich setze mich vor ein kleines Café und bestelle mir Tee. Gedankenverloren registriere ich das Geschehen auf der Straße, dort die Mutter mit ihren drei kleinen aufgedrehten Kindern, da den alten Mann in dem speckigen Sakko und dem knorrigem Gehstock, oder dort die schlanken Beine der jungen Frau, die unverschleiert und ohne Kopftuch auf einer Vespa vorbeirattert. Alles fern, unverbunden mit mir. Gedankenver-

loren ist der richtige Begriff, denn meine Gedanken habe ich verloren, da ist nichts Festes.

Und dann tritt *sie* an meinen Tisch.

Ich schrecke aus meiner entropischen Stimmung, verwirrt über die plötzliche Nähe der Welt zu mir. Ich höre Worte, die tatsächlich an mich gerichtet sind. Mit einer tiefen und warmen Stimme, leise und doch gut zu verstehen. Entschuldigung, und ob frei sei. Seltsam, wie die Ich-Maschine trotz Verwirrung auf den Autopiloten der guten Manieren umschalten kann. Ja, natürlich, bitte sehr, und ich rücke ein wenig zur Seite, um ihr Platz zu machen.

Sie hätte unattraktiv sein können, langweilig sein können, ein Allerweltsgesicht gehabt haben können, das wäre meiner Weltentfremdung entgegen gekommen. Ich hätte die Welt weiter verachten können, hätte mich weiter in der Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben sielen können. Das hätte das Restego gefreut. Das wäre ein weiterer Beweis für die These gewesen, die mich von innen auffrisst: dass es hier, in dieser Welt, nichts zu holen und nichts zu gewinnen gibt.

Aber sie ist schön. Ach was, sie ist ein fleischgewordener Traum. Eine levantinische Schönheit, Wasser und Feuer, denn das dunkle lockige Haar fließt wie ein weicher Strom über Nacken und Rücken, die Augen hingegen glühen, die Lippen sind voll und scharf geschnitten, die Haltung stolz. Zum Entzünden, dieses Weib. Doch das Restego wittert noch eine Chance, eine recht wahrscheinliche sogar. Sie wird sich für mich nicht interessieren. So wird es sein. Diese Welt ist kein Ort für mich, sie stößt mich ab, indem sie mich wie einen Splitter aus ihrer Haut herauseitert.

Aber es blickt mich an, das Weib. Und es spricht zu mir.

„Fremd hier?“

„Ja, nicht nur hier.“

Sie lächelt.

„Italiener? Franzose?“

„Deutscher.“

„You´re kidding me!“

Ich wende mich ihr zu, will in ihre Augen sehen. Sie weicht nicht aus. Erst will ich nur einen kurzen Blick hineinwagen, vorsichtig, mit

dezentere Neugier. Doch mein Blick stößt nicht auf Widerstand. Ihre Augen scheinen auch zu suchen. Wir sind überrascht – und die Blicke tasten sich weiter in die dunklen Höhlen dessen, was man in Augen finden kann, verirren sich ineinander. Und dann – da ist kein Grund, keine Mauer, keine Festigkeit – da ist Abgrund. Ich kippe mit dem Blick vornüber in ihn hinein.

Die Welt nimmt erstmals seit langer Zeit Kontakt mit mir auf – indem sie mir den unendlichen erhabenen Abgrund zeigt, in den ich vor fast zwei Jahren gestürzt bin. Den majestätischen Abgrund des Entsetzens, der jede Naivität erstickt wie eine Ladung Sand ein Teelichtlein. Wie schwarze Löcher glitzern diese dunkelbraunen Augen, die das Entsetzen zu kennen scheinen, wie ich es auch kenne, und in ihnen, in ihrer Schwärze, leuchtet das Feuer. In diesen Augen der dunklen Schönheit blicke ich in den Spiegel meines schwarzen Herzens.

Unsere Blicke haben sich ineinander verhakt wie zwei Kletten, und sie lösen sich auch nicht, als das Weib den Rauch aus ihrem schönen Mund ausbläst und in achtloser Geste neben sich auf den Boden ascht. Unmerklich nickt sie und ich erwidere ebenso unmerklich dieses Nicken – mehr mit den Augenlidern als mit dem Kopf.

„Entschuldigung, wie unaufmerksam!“ sagt sie und bietet mir eine Zigarette an. Ich habe keine Ahnung, weswegen sie glaubt, unaufmerksam zu sein. Mich anzusprechen, mich Selbstfremdling, scheint mir ein Ausbund an Aufmerksamkeit.

Ich meine, mich lächeln zu spüren. Nicht mit den Lippen, nicht mit den Augen, überhaupt nicht mit den Muskeln, sondern irgendwo an einem verborgenen Ort in mir, ein Lächeln erwachender Lebenslust.

„Ich bin Roxane“, sagt sie.

„Persisch?“ frage ich.

„Der Name ja. Ich bin aber keine Perserin. Ich bin aus Tel Aviv, doch ich wohne schon lange hier in Tanger. – Wer bist du?“

Ich zögere. Wer ich bin? Was ich gewesen bin, könnte ich beantworten: der Schnittpunkt der Hintergrundstrahlungen längst toter Erinnerungen. Und jetzt?

„Milos. Ich heiße Milos“, sage ich.

Sie mustert mich skeptisch.

„Nein“, sagt sie ruhig, „so magst du geheißen haben. So haben dich vielleicht deine Eltern genannt, aber das bist du nicht, nicht mehr. Habe ich recht? Der Name passt nicht zu dir. Du weißt nicht, wer du bist, nicht wahr?“

„Kann sein. Dann gib mir einen anderen Namen.“

„Lass mir Zeit. Mir wird einer einfallen.“

Ich nicke. Nehme einen Zug von der Zigarette.

Wir reden, als wollten wir eine akustische Mauer um unsere Blicke errichten, die diese schützt. Small Talk, Belangloses, über Tanger, über Marokko, über dies und jenes, alles nur, um uns zu fühlen.

Ich sage ihr, dass ihre Stimme ruhig und warm sei.

„Danke“, lächelt sie, „ich muss nicht mehr laut sein. Und warum lächelst du nie? Bist du traurig?“

Dass ich nicht lächele, ist mir neu (das stimmt doch nicht, ich lächele bestimmt hin und wieder!), aber intuitiv gebe ich zur Antwort:

„Ich bin nicht traurig, ich muss nur nicht mehr unterhalten.“

Der Satz verblüfft mich nicht weniger als sie, und so blicken wir uns still verwundert an.

„Ja“, sagt sie leise, „ich glaube, ich verstehe.“ Und dann lächelt sie mich wieder an.

„Was hast du vor?“

„Wann? Jetzt? Was meinst du?“

„Jetzt!“

„Ich bin frei. Warum?“

„Dann ...“, sie zögert einen Moment, „... wollen wir gehen? Ich meine, spazieren gehen? Ich zeige dir die Medina ... die Medina ist schön, auch wenn man es ihr nicht mehr so ansieht. Ich zeige dir die verwunschenen Plätze.“

Unsere Augen finden sich wieder, und in den ihren liegt der Zauber des Abgrunds, dem ich mich nicht entziehen kann – und will.

„Ja, sehr gern“, antworte ich leise. Ich lege Geld für die Getränke auf den Tisch. Sie steht auf, ihre üppigen Schenkel direkt vor meiner Nase. Ich möchte hineinbeißen.

Wir schlendern durch die Gassen, steigen ehemals weiß getünchte Treppen zwischen malerischen orientalischen Häusern empor, genießen Ausblicke auf die Straße von Gibraltar, und so wenig ich scheinbar lächele, soviel lächelt sie. Die Schönheit der Sonne des Mittelmeeres, des Salzes in der Luft, des warmen Windes um uns liegt in diesem Lächeln. Sie hakt sich bei mir unter, ich spüre ihren warmen Körper neben meinem, ihre Hüfte, die hin und wieder die meine streift. Wir stehen plötzlich auf einer Terrasse, vor uns die nach unten abfallende Altstadt und über uns das Blau des spätnachmittäglichen Himmels und weit unter uns das tiefere Blau des Meeres, diese unendlichen Blautöne, die in einer diesigen Ferne ineinander verschmelzen. Sie lehnt sich an mich, legt den Kopf sanft an meine Schulter.

Mit ihrer freien Hand weist sie zum Horizont.

„Siehst du? Deswegen liebe ich Tanger. Deswegen und wegen der Abgründigkeit dieser Stadt. Willst du sie kennenlernen?“

„Die Stadt oder die Abgründigkeit?“

„Beides. Aber die Abgründigkeit kennst du vermutlich schon.“

Sie wendet ihren Kopf zu mir, und ich sehe ihre Lippen, diese vollen, so fein geschwungenen Lippen mit diesem Hauch Blau der Levante darin und das schimmernde Weiß der Zähne darunter, und unsere Lippen nähern sich, zögernd, bis sie sich berühren. Dann spüre ich ihre Zunge, weich noch und scheu, als ob sie wartete, wie die meine antworten wird.

Ich bin überrascht, wie perfekt unsere Körper sich aneinander-schmiegen, als wären jede Rundung, jeder Knochen, jedes Fleisch, die Größe und Höhe, aufeinander abgestimmt. Als wir uns lösen, legt sie kurz ihren Kopf gegen meine Brust.

„Wie magst du Sex?“, fragt sie unvermittelt.

Ich schaue sie erstaunt an. Kein Zweifel, die Welt will mich zurück. Und sie packt mich bei den Eiern, die Göttin lockt geschickt mit einer versierten Agentin.

Ich überlege, wie ich antworten soll. Ehrlich? Was wird sie erwarten? Vor Jahren hätte ich abgewogen, mit welcher Antwort ich sie herumkriege. Nein, sei aufrichtig.

„Wollüstig“, sage ich nach einem Moment des Abwägens. „Wollüstig und ohne sich für die Begierde zu schämen.“

Sie taxiert mich von der Seite.

„Unverschämt“, sagt sie.

„Schamlos“, gebe ich zurück.

Ihre Augen verengen sich. Sie scheint unschlüssig, zündet sich eine Zigarette an.

Ich deute auf ihre Zigarettenschachtel. „Darf ich?“

„Nur zu.“

Während ich in die Schachtel greife, streift mein Blick ihren Bauch, der sich unter dem engen Oberteil abzeichnet. Roxane ist schlank, aber ich erahne die straffen Muskeln in der Bauchmitte.

„Komm“, sagt sie nur, nimmt mich wieder am Arm und wir steigen die Treppen hinunter in das Labyrinth der Medina. Und stehen plötzlich vor meinem Hotel.

„Hier wohne ich“, sage ich, und deute auf den Balkon über uns.

„Ich spüre dich. Ich spüre deine Lust und deine Traurigkeit“, sagt sie später. Sie liegt nackt neben mir, ein Bein über die meinen gelegt, ihren Kopf zwischen meiner Brust und meiner Schulter. Ich sehe in dem Spiegel mit dem vergilbten Goldrand die dunklen Schatten zwischen ihren Schenkeln.

„Lust und Traurigkeit? Wie passt das zusammen?“ frage ich sie.

Sie hebt ihren Kopf, um mich anschauen zu können.

„Du kommst direkt aus der Hölle. Und nun weißt du nicht mehr, wo oben und unten ist, stimmt´s?“

Ich weiß nichts zu erwidern, ich nicke nur.

„Lust und Traurigkeit gehören zusammen. In der Begierde zeigt sich die Verzweiflung, die auch der Grund der Traurigkeit ist. Je begieriger, desto trauriger“, sagt sie ernst.

Ich schweige. Sie hat recht.

„Wirst du mir erzählen, was dir passiert ist?“ fragt sie mich.

„Vielleicht. Nicht jetzt.“ Ich schließe die Augen. Spüre ihre Finger über meinen Bauch streichen.

„Schamlos“, flüstert sie. Ihre Lippen küssen meine Haut, wandern küssend weiter, über die Brust, den Bauch. Sie nimmt mein weiches und noch glänzend feuchtes Glied in den Mund. Ich denke kurz daran, wie er wohl schmecken, welchen Cocktail diese Mixtur aus ihren und meinen Säften ergeben mag. Als hätte sie es geahnt, kommt sie zu mir hoch und schließt ihre nassen Lippen um die meinen, drängt ihre Zunge in mich. So also, aha.

„Was heißt schamlos?“ fragt sie plötzlich, spielt aber mit ihrer Hand weiter zwischen meinen Beinen.

„Wenn es keine Absperrungsschilder gibt, auf denen ‚Betreten verboten‘ steht.“

„Wenn man den Körper liebt, den ganzen Körper, den eigenen wie den des Anderen?“

„So etwa.“

Sie lächelt. Ihr Kopf verschwindet wieder nach unten und ich spüre ihre Zunge, ihre Lippen.

Warum lasse ich mich verführen? Ich übe Freiheit. Die Freiheit ist zu einem Imperativ geworden, der mich wie ein frustrierter Feldwebel über den Hof der Leichtigkeit jagt. Ich bin aber nicht frei, nicht leicht, nicht offen, ich bin vollkommen verwirrt, ich bin im Eimer, bin ein blutleerer Zombie geworden. Vor einigen Jahren noch war es eine wuchtige Architektur gewesen, die sich über mir aufgeschichtet hatte, mich nicht atmen ließ, und diese zu pulverisieren, war ich damals aufgebrochen, erst nach Indien, dann zurück nach Deutschland, nun nach Marokko. Nennen wir die Architektur das Ego, das Ich, die Persönlichkeit, oder, etwas distanzierter, das komplexe Geflecht an Einstellungen, Überzeugungen, etablierten Stimmungslagen und all dem anderen kognitiven und emotionalen Klimbim, den wir zusammenfassend für uns selbst halten. Ich habe es geschafft, habe all das zerstört, niedergerissen, aber die Trümmer dessen scheinen noch schwerer, drücken mich zu Boden, rauben mir noch mehr den Atem.

Knapp neben mir ist mein Körper.

Hier dieses Ich, das den Staub seiner eigenen Trümmer aushustet, dort der Körper, der sich zu autonomisieren weiß. Es ist der Körper, der Ja

zu Roxane sagt, während das Ich wie ein Behinderter einfach hinterher tritt. Der Körper ist intelligenter. Er weiß etwas, das ich nicht weiß.

Es hatte, in Indien, Momente gegeben, in denen sich die Folien von Ich und Körper deckungsgleich übereinander geschoben hatten. Doch dann fiel ich in den Abgrund, und die Folien wehten auseinander.

Das ist es. Der Grund, warum ich hier bin, warum ich den Laptop dabei habe. Ich hoffe durch das Aufschreiben die Trümmer der Erinnerung wegstemmen zu können, hoffe mich frei und leicht aufrichten zu können. Ich habe mich verrannt.

Erkennt Roxane das? Ich sehe ja ihre Augen, diesen Abgrund. Ich habe in viele Augen geschaut, seit ich aus Indien zurück bin, doch immer waren sie für mich leer geblieben, blieben Oberflächenstruktur, mal leuchtend, mal stumpf, aber immer in der Mitte des Lebensplateaus, immer mit diesem seichten Grund, ohne die transparente Tiefe, nie an der Peripherie des Lebens, dort wo es keinen Grund, keine Festigkeit gibt, alles transparent wird wie der Blick in einen klaren Bergsee oder in den Sternenhimmel einer mondlosen Nacht. Mir war so oft, in den letzten Monaten, als lebte ich zwischen Puppen.

In Roxanes Augen aber der Abgrund, die Unendlichkeit, dieser eine Blick, den man hinter die Schleier der trügerischen Gewissheiten wirft, und der sich für immer in die Augen einbrennen wird. Als wäre in den Augen, in allen Augen, eine Pforte, geschlossen bei den meisten, aufgestoßen, aufgebrochen mit brachialer Gewalt bei den wenigsten.

Doch das sind wieder nur Gedanken. Der Körper scheint davon unbeeindruckt, er richtet sich fröhlich beim Anblick von Roxanes dunklen Brüsten und prallen Schenkeln auf, will eindringen, Feuchte schmecken, sich verströmen. Ich lasse ihn. Weise? Weise. Der Körper weiß mehr.

Roxane ist gestern Abend wiedergekommen.

„Spiel mir etwas auf der Sitar“, bittet sie mich.

Ich stehe auf und setze mich nackt mit dem Instrument auf das Bett. Die sphärischen Töne ordnen die Stimmung im Zimmer neu. Roxane lauscht mit geschlossenen Augen. Ich verliere mich – wie immer – in den Tönen.

Als ich fertig bin, schweigt sie lange, als ob sie über etwas nachdenken würde.

Ich packe das Instrument wieder in den Koffer und rauche eine Zigarette. Ich weiß ihren Blick nicht zu deuten.

„Komm, wir gehen raus“, sagt sie. „Tanger ist schön, auch nachts.“

Ich folge Roxane durch belebte Gassen, vorbei an kleinen Cafés, in denen, ähnlich wie in Indien, in grässlichem blauweißen Licht von Energiesparlampen und Neonleuchten fast ausschließlich Männer sitzen, rauchen und Tee trinken.

Sie hat mich in ein brechend volles Café geführt, in dem eine Band mit orientalischen Instrumenten spielt. Ich lehne an der Wand, gleich neben der Eingangstür, Stühle sind keine mehr frei. Roxane dicht neben mir. Eine schöne Frau in westlicher Kleidung – mich irritiert die knallenge Lederhose – singt, die Sprache verstehe ich nicht.

„Arabisch“, sagt Roxane. „Sie singt über die Liebe. Und viele der jungen Pärchen hier werden glauben, sie singt über die Liebe zwischen Mann und Frau. Aber sie singt über die Liebe zu Gott, die sich überall offenbart, wenn man sein Herz öffnet.“

Sie wiegt sich sanft zur Musik und ich spüre ihre Hand über meinen Arm gleiten.

Ein älterer Mann mit grauem langen Haar drängt an uns vorbei, in der Hand eine Bierflasche, in der anderen eine Zigarette. „Amazing!“ ruft er uns begeistert zu, meint damit offenbar die Band und verschwindet in der Menge der Zuhörer.

„Wir haben ein Zimmer frei.“

„Was?“ Die Musik ist laut, ich glaube, mich verhört zu haben.

„Ich sagte, wir haben ein Zimmer frei. Das Hotel ist doch nichts für dich. Und außerdem zu teuer.“

„Ein Zimmer?“

„Ja, komm, lass uns rausgehen.“

Sie nimmt mich bei der Hand und zieht mich auf den kleinen Platz vor dem Café. Die sphärischen Klänge der Band hallen von den Häuserwänden wider.

„Wir wohnen in einem Riad. Weißt du, was ein Riad ist?“

„Nein.“

„Ein Haus mit einem offenen Innenhof. Und wir haben eine Menge Zimmer und eines ist frei. Wenn du willst, kannst du dort wohnen.“

Als ich zögere, fügt sie hinzu:

„Du kannst dort solange bleiben, wie du willst. Vielleicht bis du aufgeschrieben hast, was du aufschreiben musst.“

„Eine Art WG?“

„Ja. Komm morgen vorbei und schau selbst. Dann kannst du entscheiden.“

Eine Wohngemeinschaft in Tanger.

Nicht schlecht für jemanden, der sich mutterseelenallein in dieser Welt fühlt.

Selbstmitleid wirkt wie die Windstille, die aus dem *Midlife-Cruising* eine stupide *Midlife-Crisis* werden lässt.

Mein Selbstmitleid eckelt mich an. Verdammst, ja, ich werde Roxane besuchen.

Eigentlich sei es der Riad ihres Schwagers Iman, hat sie mir gestern Abend erzählt. Sie selber habe noch eine kleine Wohnung außerhalb der Altstadt, aber sie unterhalte auch in dem Riad ein Zimmer. Außer ihm und ihr wohne dort noch seine Tochter Azam (was für ein schöner Name), die bereits studiere und selten zuhause sei. Ich habe sie nach Imans Frau gefragt, also nach ihrer Schwester.

„Sie ist vor vielen Jahren gestorben“, hat Roxane gesagt.

„Oh, ...“ Ich fühle sofort Schmerz. Meinen Eigenen, der widerhallt durch ihren schlichten Satz. Ich suche nach einer geeigneten Antwort, wo es keine geben kann. „Das tut mir leid“, sage ich leise.

Roxane hat nur genickt.

„Komm vorbei. Es wird dir gefallen.“

In der Nacht, allein in meinem Hotelzimmer liegend, ist mir plötzlich klar geworden, warum ich in Roxanes Augen jenen Abgrund wahrgenommen habe. Der Verlust eines geliebten Menschen, die Begegnung mit dem Tod.

Ich erinnere mich an eine bizarre Szene vor einigen Monaten in Leipzig, als ich endlich, nach Monaten düsterer Einsamkeit, in eine

Kneipe gegangen war. Ein halbherziger Versuch, mich als gewöhnlicher Mensch unter anderen gewöhnlichen Menschen zu fühlen, mich in die kurzsichtige Leichtigkeit sinken zu lassen, die entsteht, wenn man die Anwesenheit des Abgrunds ausblendet. Ich hatte mit dem Typen neben mir am Tresen gequatscht und Bier getrunken, und dann hatte er seinen Beruf offenbart. Grabredner. Absurd. Die Welt antwortet immer als Spiegelbild.

Verlust, Überwindung, sich selbst neu finden müssen – klar, dass Roxane das in sich trägt. Die zueinanderpassenden Strahlungen vermischen sich und ziehen sich an. Roxane muss den Abgrund in meinen Augen richtig gedeutet haben, und so habe ich gestern Nacht verstanden, warum sie mich angesprochen, warum sie mit mir geschlafen und mich auch in der Folge nicht hat fallen lassen. Die Menschen mit dem Abgrund in den Augen erkennen einander.

Sie hat mich überrumpelt. Hat mich in ein Hesse-artiges Panoptikum gezogen, in ein steppenwölfisches *magisches Theater*. Die Gestalten überzeichnet, traumhaft, archetypisch. Als wären bisher unerkannte Facetten meines Ichs zu menschlichen Figuren geronnen. Remember, you are dreaming! So ist es doch in Träumen: Die Figuren sind archetypisch sauber, unvermischt, ein *archetype-whistleblowing*, alles kommt ans Licht, die Zutaten werden fein säuberlich voneinander getrennt und auf dem psychischen Küchentisch ausgebreitet.

Vielleicht bilde ich mir auch nur ein, in einem marokkanischen Riad zu wohnen, und tatsächlich bin ich in einer psychiatrischen Klinik? Das würde das weiße lange Gewand von Iman erklären. Er wäre nicht der Eigentümer dieses Hauses, in dessen Mitte sich wie eine Zeitblase aus Kalifatszeiten eine Märchenwelt entblättert, ringsum bunt gefliest, die Kacheln blaue Blumen auf gelbem Grund erzeugend, mit Palmen in bauchigen Töpfen und einem Springbrunnen in der Mitte, durch dessen glitzernde Wassertröpfchen ich die zwiebelartigen Rundbögen erkenne, hinter denen alte Holztüren die privaten Gemächer verheißen. Er wäre der Oberarzt und ich der Verrückte. Paranoide Schizophrenie, würde er heimlich notieren und sorgenvoll den Kopf schütteln, den Schwestern (deren Roxane eine sein müsste) Anweisungen über die Medikation gebend, Neuroleptika, dreimal täglich. Es wären also keine Joints, die

wir abends rauchen würden, und Azam, von der ich meine, sie sei seine Tochter, wäre die Praktikantin, die die pharmazeutischen Cocktails mixt.

Schon nach dem ersten Abend im Riad habe ich mein Gepäck aus dem Hotel geholt, die Rechnung beglichen und bin in ein kleines Zimmer auf der Balustrade gezogen. Auf dem weichen Teppich höre ich meine Schritte nicht, und das Interieur erzeugt so fremdartige und gleichzeitig aus Abenteuerromanen der Kindheit vertraute Bilder auf der Netzhaut, dass die Grenze zwischen Traum und Realität zunehmend verschwimmt.-

Neben mir im Riad, unter den Palmen neben dem Springbrunnen, räkelt sich Azam, Imans Tochter, ein hübsches Mädchen mit Dreadlocks und buntem Wickelrock, den sie sich aus Thailand mitgebracht hatte, wo sie sich mit Kommilitonen im letzten Winter von den Zumutungen irgendeines geisteswissenschaftlichen Studiums an der Universität von Bologna erholt hatte. Sie scheint für die geistigen Torpedos zuständig zu sein, jedenfalls habe ich nie Roxane oder Iman Joints drehen sehen, sondern nur Azam. Von ihrem Vater hat sie die scharf geschnittenen Lippen mit dem Hauch Blau darin, das ihr den Adel einer Berberprinzessin verleiht. Iman, der Hausherr (oder Oberarzt), verliert ein wenig seine aristokratische Contenance, wenn er an den Dübeln mit dem kräftigen Marok zieht, jedenfalls wirkt sein Grinsen dann nicht unbedingt wie das überlegene Lächeln eines Berberscheichs, und seine Augen veraten das Kind, das er einmal gewesen sein muss.

Iman hat mich sofort ins Herz geschlossen, als Roxane ihm sagte, ich spiele Sitar. Er selbst spielt die Oud, eine libanesische Laute, und er spielt sie gut, soweit ich das beurteilen kann.

Azam lässt den Wagen kreisen, der uns ins Nachbaruniversum trägt. Roxane liegt neben mir und spielt mit meinem Knie. Wann hatte ich das letzte Mal gekiff? In Arambol, Goa. Da hatte ich gemeint, die Große Göttin, Mahadevi, durch die Palmblätter flüstern zu hören.

Iman ist zu höflich, mich zu fragen. Aber er mustert mich. Immer wieder. Wenn ich bekiff bin, spüre ich die Strahlungen der Menschen umso deutlicher.

Roxane ist in ihrer anderen Wohnung, im moderneren Teil von Tanger. Es ist Morgen, ich bin aus dem Zimmer getreten und stehe auf der Balustrade, gähmend. Da sehe ich Azam splitterfasernackt durch den Patio laufen, mit dem Handtuch im Gehen die Haare rubbelnd. Ich bin erstaunt, wie hell ihre Haut ist. Und ich sehe, wie dunkel hingegen sich die kleinen Brustwarzenvorhöfe auf ihr abzeichnen. Sie läuft langsam, wie in Gedanken versunken. Ihre Hüfte ist schmal, fast androgyn, aber ihr Po straff, zwei runde Kugeln.

Stehe ich auf sie, tört sie mich an? Ich stelle mir Roxane neben ihr vor, die blühende Frau, ihren ausgeformten Körper, den muskulösen Bauch, der in das ausladende Becken mündet, die weichen Brüste, in deren Delta sich die feinen Fältchen des Alters dezent abzeichnen. Das erregt mich. Bin ich alt geworden? Plötzlich? Das junge Mädchen reizt mich nicht, es ist die Frau meines Alters, deren Eros mit dem meinen passgenau zu sein scheint.

Versonnen denke ich zurück, an Indien, an die hübschen Mädchen in Goa, an die kurzen Röcke, unten so kurz, dass die Mösen im Bikinihöschen rausschauten, oben so knapp auf der Hüfte sitzend, dass die dunklen Punkte der rasierten Behaarung lockten. Damals, in Goa, meinte ich noch die jungen Mädchen zu begehren, aber vielleicht begehrte ich auch nur deren Begehren, das mir bewiesen hätte, noch zu ihnen zu gehören. Verdammt, wie ich mich belüge, immer wieder, wie kann ich mir vertrauen? Der Geist irrt ständig, hin und her gerissen zwischen seinen Funktionen der Selbstbildpflege und seinen Versuchen, aus den *sensations* einen zusammenhängenden Sinn zu stricken und dabei aber die Wirklichkeit seiner Illusionen beweisen zu müssen. „Vertrau dir!“ hatte Theodora in Indien gesagt. Doch welcher Instanz in mir? Dem Verstand ganz sicher nicht. Auf der Balustrade stehend begreife ich, dass nur dem Körper vertraut werden kann, denn Körper und Welt sind aus dem gleichen Stoff. Und der Körper lehnt sich gleichgültig zurück, wenn er das junge Mädchen mit dem so transparent wirkenden zarten schwarzen Busch zwischen den Schenkeln und der straffen Haut wahrnimmt, findet die glatte Haut reizlos, diese Haut, auf der nichts passiert, die so glatt ist wie ein geschliffener Mondstein. Aber der Körper, explizit der Schwanz, der Unterleib wird sofort putzmunter, wenn ich ihm die körperliche Wildnis Roxanes anbiete, den leicht gewölbten

Bauch, die flankierenden Täler daneben, die ausladenden Hüftknochen hangaufwärts, die dunkle nasse Höhle talabwärts, den rauen Damm, das ist Natur und Leben, das ist Eros, ist Begehren. Eros, der mächtigste der alten Götter, dem sich selbst Zeus zu beugen hatte.

Erst dann bemerke ich Iman, der neben dem Springbrunnen sitzt, ein Glas Tee vor ihm, und zu mir hoch schaut. Ich grüße verlegen und verschwinde wieder in meinem Zimmer.

Später sagt Iman:

„In meinem Riad herrschen nicht die Regeln der Tradition. Hier sind wir frei.“

„Und wenn ich nackt hier herumlaufe?“

„Wenn es dir Spaß macht“, lächelt er. „Aber erwarte nichts von Azam ...“ Ich will verlegen etwas Beschwichtigendes erwidern, aber er kommt mir zuvor:

„Sie mag Frauen.“ Seine Augen lauern auf meine Reaktion, dann lacht er.

Der Körper ist weise, weiser als jede andere Instanz in mir, er ist verbunden mit der Wirklichkeit der Welt. Der Körper raunt mir in der Sprache des Begehrens zu, ich sei wie Roxane, ein Mensch der Lebensmitte, wie ein Kirschbaum mit reifen Früchten. Azam blüht noch weiß, da gibt es nichts zu naschen für mich. Blüten sind hübsch, sie erfreuen das Auge, es lässt sich fein kontemplieren bei ihrem Anblick, aber sie nähren mich nicht.

Die Lebensmitte. Das jugendliche Ich – da ist es ja entstanden: in der Jugend – findet sich plötzlich wieder im Körper eines älteren Mannes und kann mit dessen eingeschränkten Tools nichts mehr anfangen. Körper und Welt sind eins, ich sagte es schon, weil aus dem gleichen Stoff. ‚Ich‘ ist nicht Stoff, ‚Ich‘ ist Geist, ist Fantasie und Illusion. ‚Ich‘ und Welt entfernen sich voneinander, wenn es sich nicht an die Veränderungen des Körpers, und damit an die der Welt, anpasst.

Ich spreche Iman darauf an.

„Lass das Ich sterben, und gebäre dich neu!“, sagt er.

„Lass mich dir erzählen, was mir geschah“, fährt er fort, als wir bei Tee im Atrium sitzen.

„Nachdem meine Frau starb, starb auch etwas in mir. Der Verlust war zu groß für mich. Aber ich hatte noch immer die kleine Azam, und ich musste für sie sorgen. Ich konnte es mir nicht leisten, allzu lange in der Depression zu bleiben. In der Not suchte ich nach einer Lösung. Es ist immer die Not, die uns antreibt, uns zu verändern. Erst wurde ich sehr religiös, aber dann verlor sich die Religion wieder, weil sie nicht als Lösung taugte. Ich hatte das Vertrauen in das Leben verloren. Ich musste mir eingestehen, dass ich nichts verstand, ich verstand das Schicksal nicht, verstand den Sinn meines Lebens und das der anderen nicht, am wenigsten verstand ich, warum meine geliebte Frau sterben musste und mich mit unserer Tochter allein ließ. Ich war in die Hölle des Zweifels gefallen.“

„Hölle ist ein religiöser Begriff ...“

„Ja, Religionen sind wie Märchen oder Fabeln. Sie erzählen Geschichten, in denen sich essenzielle Wahrheiten verbergen. Man muss sie nur erkennen.“

Aber lass mich weiter erzählen. Der erste Schritt zur Heilung geschah, als ich mir eingestand, nichts zu verstehen. Ich akzeptierte meine Unwissenheit und Verwirrung, und ich hörte auf, alles durchschauen und kontrollieren zu wollen. Ich wurde zu einem Mystiker. Der Mystiker verbeugt sich vor dem Geheimnis und verzichtet auf den Drang, es ergründen zu wollen. Doch wenn es ein Geheimnis gibt, ein Geheimnis kosmischer Ordnung meinetwegen, dann kommt diese kosmische Ordnung auch sehr gut ohne mich zurecht. Ich musste nur vertrauen, dass auch ohne mein Wissen diese Ordnung mein Leben lenkt und leitet. Das Schwerste war für mich, von dem Bedürfnis nach Kontrolle des Ereignisstromes loszulassen. Aber mir blieb nichts anderes übrig. Und um mich zu mahnen, dass mir nichts außer Vertrauen blieb, nannte ich mich fortan *Iman*. Iman heißt Gottvertrauen.“

„Und wieder ein religiöser Begriff ...“

„Welche Worte soll ich denn sonst gebrauchen? Vertrauen in die kosmische Ordnung? Wenn es dir lieber ist, übersetze es mit *basic trust*, Urvertrauen.“

„Und so hast du es geschafft, deine Trauer zu überwinden?“

„Nein. Die Trauer bleibt. Aber ich kann sie akzeptieren. Ich kann den Tod akzeptieren. Doch um den Tod meiner Frau annehmen zu können,

musste ich meinen eigenen kleinen Ich-Tod in Kauf nehmen. Ich balanciere auf einem schmalen Grat. Rechts und links ist der Abgrund, der mich anzieht und in seine Depression ziehen will. Mein Name, Iman, ist die Balancierstange, die mich im Gleichgewicht hält.“

„Ich fühle mich wie in einem Niemandsland“, gestehe ich.

Iman mustert mich nachdenklich.

„Du scheust dich noch, von dem alten Ich loszulassen. Warum? Es ist untauglich geworden.“

„Ich will ja, ich schaff's nur nicht!“

„Dann stell dich dem alten Ich! Nimm es genau unter die Lupe. Schreibe auf, welche Parameter es konfigurierten.“

„Eine Autobiografie?“

„Nein. Sammele die wesentlichen Ecksteine dessen, was dein altes Ich ausgemacht hast, bündle es in einem Text und entferne es so aus dir.“

„Du meinst, ich banne das alte Ich wie einen Dschinn in eine Flasche und verkorke sie zwischen zwei Buchdeckeln?“ Der Orient, klar.

Iman lacht.

„Ja, so etwa.“ Ernster fügt er hinzu: „Du wirst erkennen, welche Elemente deines bisherigen Lebens dich zwangen oder zwingen, an ihm festzuhalten und welche hingegen dich zur Freiheit führen. Schreibe nicht für Andere, schreibe nur für dich. Wir können gern darüber sprechen, wenn du möchtest, ich bin vielleicht eine ganz brauchbare Hebamme.“

Iman nickt mir noch einmal lächelnd zu und verabschiedet sich dann. Er muss in seine Firma, und ich sehe ihn zum ersten Mal in einem Anzug. Mir kommt er wie eine Verkleidung vor.

Ich berichte Roxane von meinem Gespräch mit Iman.

Roxane lacht.

„Er weiß, dass er die großen Zusammenhänge nicht verstehen wird, und dass ihm nur das grundsätzliche Vertrauen in den Weltgeist bleibt.“

„In der Hoffnung, dass Gott schon weiß, was er tut?“

„Sei nicht so zynisch. Iman ist weniger traditionell als du denkst.“

„Und du? Hast du auch dieses Urvertrauen?“

„Na klar!“ lächelt sie hintergründig.

„Und wenn man dieses Urvertrauen hat, was passiert dann? Wie lebt man?“

„Was soll diese Frage! Du lebst einfach. Du bist, wer du bist. Was willst du denn sonst tun?“ Sie schüttelt lachend den Kopf. Ich stelle ihre Sätze in mein mentales Archiv, unkommentiert.

Die Tage fließen dahin wie sanfte Strudel im Zeitstrom.

Noch finde ich den Einstieg nicht.

„Lass dir Zeit“, sagte Iman. „Dein Element ist das Feuer. Ich höre es, wenn du Sitar spielst. Vielleicht liegt es in deiner Natur, vielleicht ist es aber auch das Resultat deiner Meditationen. Doch ich spüre dieses Feuer, dieses mal wärmende, mal alles verzehrende Feuer. Es scheint in dir zu lodern wie in einem Kessel, und es ringt nach Freiheit. Aber vielleicht solltest du aufpassen. Es darf nicht darum gehen, den Kessel zerplatzen zu lassen, das würde dich umbringen, sondern vielmehr muss der Kessel elastisch werden, muss sich ausdehnen dürfen, seine Form verändern. Er muss hingabefähig an das Feuer werden wie eine liebende Frau an einen Mann.“

Iman trifft mit seinen blumigen Worten den Kern.

„Du scheinst voller Fragen zu sein, voller Zweifel ...“, fährt er fort.

„Ja, Religionen hätten es schwer bei mir.“

„Du weißt von Thomas, dem Evangelist, dessen Evangelium aus der Bibel verbannt wurde? Er wird auch der Zweifler genannt.“

„Die blindlings glauben, begreifen das Hinterfragen als Zweifel“, erwidere ich. „Vielleicht wollte Thomas selbst erfahren, wovon Jesus Christus sprach, um wirklich zu verstehen? Jesus selbst sprach ja auch nicht aus zweiter Hand. Vielleicht ist das Beharren auf die eigene Erfahrung und Anschauung eine Form der Rebellion gegen die Aufforderung, für bare Münze zu nehmen, was irgendjemand behauptet?“

Iman lacht. „Der Rebell! Wie schön, genau wie Jesus!“

Ich starre auf den weißen Bildschirm, umgeben von gekachelten Wänden mit schmucken Ornamenten. Der Bildschirm starrt zurück. Erwartet irgendetwas, eine Eingabe, ein Wort, ein Satz.

*Midlife-Cruising*. Kreuzen in den Gewässern der Möglichkeiten. Die Richtungen sind egal, einen Sinn sehe ich nicht, wie auch. Das alte

Leben war nurmehr ein Land auf der anderen Seite eines unüberwindlichen Abgrunds und das alte Ich der Schatten eines Traumes. War es nicht das, was ich gewollt hatte? Da ich dieses leidige Ich als untauglich befunden hatte, um mit ihm die unendlichen Möglichkeiten dieser Welt auszukosten? Jetzt hadere ich mit dem Ich-Tod, das ist erbärmlich.

Die wesentlichen Ecksteine der inneren Biografie eruieren, sagt Iman, und sie wie Perlen auf einer roten Schnur neu auffädeln. Ich muss das Gewordensein verstehen. Es zu einem Bündel schnüren und mich trennen. Was Iman da verlangt, ist eine Form Jüngsten Gerichts, indem ich Rechenschaft ablege über die Wege des alten Fahrzeugs, bevor ich es für ein neues in Zahlung gebe (oder verschrotte). Philosophisch frage ich mich, wer wem gegenüber Rechenschaft ablegt. Richter und Prüfling sind ja eine Personalunion. Aber die drängendere Frage ist eher die nach meiner seltsamen Stimmung der Abgetrenntheit. Das war nicht der Plan gewesen. Der Ego-Tod sollte mich befreien, sollte mich in die Welt springen und darin schwimmen lassen wie ein spielender Delphin. Iman hat recht, ich bin noch nicht durch, ich stecke noch im Geburtskanal.

Eigentlich schreit die Umgebung nach einem weißen Blatt, eingespannt in eine beigefarbene Olivetti. Mir ist, als schauten mir William S. Burroughs, Matisse und all die anderen, die sich von Tanger haben verzaubern lassen, auffordernd über die Schulter. William, wie, verdammt, hast du dir *Naked Lunch* aus der Seele gepulvt, durch welches Schlupfloch konnten die Geister dieser Stadt in deine Seele kriechen wie Bergarbeiter und das glitzernde Gestein deiner Worte schürfen? Aber ich verstehe. Es ist die fiebrige Hitze Nordafrikas, die den Geist flimmern lässt und Bilder formt, hier ist alles bildhaft, hier muss ich in Gleichnissen denken, in Allegorien. Ich muss auf den Bildern surfen und mich von ihren Wellen tragen lassen, muss Worte auseinandernehmen und wilden Assoziationen folgen. Hatte es nicht Deleuze gesagt? Der Geist arbeitet rhizomatisch, folge dem Netz von Knotenpunkt zu Knotenpunkt, so kannst du nie irren.

Ich krame die indischen Notizbücher aus dem Koffer. Sortiere die Aufzeichnungen. Fiebrige Protokolle seelischer Abgründe, unterbrochen von zornigen theoretischen Reflexionen – das bringt mich nicht weiter, nicht jetzt.

Schreiben ohne Plan. Der Fötus kennt auch nicht die Kartografie des Geburtskanals – er muss sich hinauspressen lassen.

Ich muss anfangen. Muss in die Tasten hacken und dem Flow vertrauen.